



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Leskien, Ilse: Die Kriegskasse : eine Erinnerung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Kriegskasse

Eine Erinnerung von Ilse Leskien



Es war ein Augustabend, so zwischen dem ersten und zehnten, wenn die Sternschnuppen fallen. Damit ich das mit ansehen könnte, hatte die Großmutter mir erlaubt, länger aufzubleiben, und ich setzte mich auf die oberste Stufe der Steintreppe vor der Haustür und sah mit großen Augen den Himmel an und sah auch Sternschnuppen fallen wie goldne Tropfen, hatte aber keine rechte Freude daran, denn eigentlich fürchtete ich mich vor den großen dunkeln Räumen mir gegenüber und vor der Stille und wartete sehnlichst darauf, daß sie in der Leutestube drinnen fertig würden und vor die Tür kämen wie an jedem warmen Abend.

Und endlich kamen sie heraus und machten sich auf der Treppe bequem, deren Steine noch warm waren von der Tageshize. Nur Frau Walde, die Köchin, stellte sich einen Stuhl auf den obersten Absatz, wie es ihrer Würde zukam. Frau Walde war zwölf Jahre älter als ihr Mann, damals wohl Mitte der fünfzig. Sie trug ein Kopftuch wie eine „Bauersche“, dazu eine einfache farbige Kattunjacke und einen weiten, rund angereichten Rock. Diese Tracht stand ihrer kräftigen Gestalt wohl, und das dunkelrote gestrickte Kopftuch bildete einen eignen Rahmen für das schön geschnittene, bräunliche Wendengesicht mit dem noch immer tief schwarzen Haar und den klugen Augen.

Die alte Köchin also saß ganz oben neben der Haustür und ich ihr zu Füßen auf der obersten Stufe; dann kam Lina, das Hausmädchen, etwa in der Treppennmitte und neben ihr Paul, der Gärtnerbursche. Auf der dritten Stufe von unten saß Walde, und bald fanden sich dort zwei seiner Freunde aus der Nachbarschaft, der Portier Lindemann und Dieras, der Schuhmacher, zu ihm, und die Unterhaltung kam in Gang.

Mäuschenstill saß ich auf meiner Höhe. Den Himmel mit seinem Sternregen hatte ich ganz vergessen, obgleich die auf der dritten Stufe von dem Sternschnuppenfall ausgegangen waren, um dann lebhaft über eine Stelle aus Offenbarung Johannis zu streiten, die von den Sternen und vom Weltuntergang handelte. Tüchtige Bibelleser waren sie, die drei Männer, das heißt Lindemann, den Portier vom Hohenthalschen Schloß, habe ich jetzt im Verdacht, daß er mehr so tat, denn nie hörte ich ihn so lange und interessante Bibelstellen beibringen wie die beiden andern. Er war aber eine so würdige Erscheinung, daß es schwer hielt, von ihm nicht immer das Beste zu glauben. Tagsüber trug er einen langen schwarzen Gehrock, dazu schwarze Kniehosen und ausgeschnittene Schuhe mit Schnallen. Abends aber, wenns schummerte, vertauschte er die kurze Hose mit einer dunkeln langen, „wegen seinem Reußma“, wie er sagte, die Schnallenschuhe mit Filzbabuschken und sah nun mit seinem graumelkerten Bart und dem glänzenden friedlichen Gesicht völlig wie ein Klüster aus. Das genügte ihm. Die biblischen Zitate überließ er seinen Freunden, vor allem dem Schuhmacher.

Wenn der mal anfing, so etwas habe ich nie wieder gehört. Dem flossen die krausesten Sprüche aus der Offenbarung und allen Propheten wie Öl von den Lippen. Ob übrigens alles aus der Bibel war? Da kamen gar zu erstaunliche Sprüche vor, die ich später in Schule und Kirche nie gehört habe, und Walde sagte einmal: Ja, Dieras, der verstehts, der hat seine Schriften.

Dieras, der eigentlich „Dürrast“ hieß — wie sein Name zu der Verstümmelung gekommen ist, weiß ich nicht —, war ein kleiner Mann mit schmalem Kopf, aber starken Backenknochen, auf denen immer eine harte Röte lag. Er wäre wahrscheinlich sehr beweglich gewesen, hätte er nicht arme verkrüppelte Füße gehabt, die er in großen Schuhen mühsam nach sich zog. Saß er aber, so kam seine Lebendigkeit heraus. Der kleine Kopf ging hin und her, die Augen funkelten, die Hände fuhren bald beschwörend zum Himmel auf, bald überzeugend dem Gegner unter die Nase. Ein kluger Mann wars, aber von der sonderbaren Art, die sich aus Mangel an besserer Lektüre an alten wunderlichen Schmökern ein bißchen um den Verstand gelesen hat. Doch imponierte sein kluges, erstaunliches Denken allen seinesgleichen, und er war ein angesehenener Mann weit herum, obgleich er trank.

Ja, das war ein trüber Punkt. Aller vier bis sechs Wochen bekrank er sich fürchterlich „wegen seiner Füße“, sagten die Leute, schwankte dann auf dem Wege von und zur Kneipe in der Stadt drei Tage auf der Landstraße herum, um dann am vierten Tage wieder munter mit der Arbeit und seinen bedeutenden Reden zu beginnen. Ganz sonderbar war, daß ihm im Kausch immer die Erinnerung an ein paar Heilsarmeesitzungen kam, in denen er hatte gerettet werden sollen.

Er blieb dann plötzlich stehen, unterbrach seine wirren Reden, nahm den Hut vom Kopf und sagte mehreremal hintereinander in andächtigstem, halb singendem Ton: Halleluja, Amen! Halleluja, Amen! um gleich darauf mit weinseligem Gelächter weiterzuwanken.

Die Passanten konnten sich bei diesem Anblick des Lachens nicht enthalten; wer aus der Nachbarschaft war, lachte nicht. Die Kinder waren an das regelmäßig wiederkehrende Bild gewöhnt, die Großen gingen still vorüber.

Es ist wegen der Füße, sagten sie, er muß trinken, und hatten wohl recht.

Als sie an jenem Abend so disputierten und des Schusters leichtbedeckte Stimme immer neue und wunderlichere Bibelworte in den stillen Garten hinaussprach, überließ mich ein wohliger Schauer nach dem andern, und die Nacht da draußen und der Himmel über mir füllten sich allmählich mit Fabelgestalten. Im dunkeln Schatten der Linden und Kastanien sah ich die Augen der vier Tiere funkeln, der Garten bevölkerte sich mir mit Löwen und fliegenden Adlern. Der Himmel über mir leuchtete nicht mehr von schlichten Sternen, nein, von sieben Fackeln war er erhellt, goldne Tore taten sich auf da oben, Posaunen- und Harfenklang wehte der Wind von dort herab. Und all das Wundersame fing an mich einzunwiegen. Schon tat sich das goldne Tor des Schlafes leise für mich auf. Da riß mich ein neues befremdliches Wort aus meinem Halbtraum: die „Kriegskasse“.

Das Wort schlug ein.

Frau Walde hinter mir, die wohl auch am Einnicken gewesen war, rückte ein wenig vor und schob das Kopftuch zurück, um die Ohren frei zu haben. Der Gehilfe, der sich bisher um das gelehrte Gespräch nicht gekümmert und Lina mit Erfolg den Hof gemacht hatte, zog plötzlich den Arm, der um ihrer Taille lag, an sich und rutschte eine Stufe weiter nach unten.

Walde wars, der das gewichtige Wort gesprochen hatte. Er war auch ein Bibelleser und ein Sonderling wie der Schuster und doch sehr verschieden von ihm. Denn Dieras las die Bibel als ein rechtes Dratelbuch, und ihre Sprüche

waren ihm vor allen wert als kräftige Unterstützung seiner gewagten Behauptungen oder scharfen Äußerungen über die hohe Obrigkeit, mit der er meist nicht einverstanden war. Walde las die Bibel als frommer Mann. Er war, wie meine Großmutter sagte, ein Pietist. Jeden Morgen beim Aufstehen sang er mit klarer Stimme und andächtigem Eifer seinen Choral, und allsonntäglich wandelte er in Großvaters altem bauschigen schwarzen Rock zur Kirche. Ein Pietist war Walde und ein Träumer. Er konnte erzählen im echten, schlichten Ton, nicht nur die guten alten Märchen, die uns unsre Mütter immer wieder erzählten, nein, er konnte Geschichten erfinden, und wenn er dann in seinem Lehnstuhl saß, vorgeneigt, die Augen still geradeaus gerichtet, fühlte man's wohl, all diese Wunderdinge erzählte er nicht uns andern, sondern sich selbst, er lebte ganz in seinem Traum.

Also Waldes volle, warme Stimme war es, die das erstaunliche Wort genannt: Wegen der Kriegskasse, so hat er mir's gesagt.

Was, was? Dieras rutschte vor Aufregung auf der Stufe hin und her.

Sie sollen ihm geschrieben haben, die Nachkommen? Und wegen der Kriegskasse? Is ja nich zu glauben!

An ihn nich, unterbrach ihn Walde. An seinen Vater, den alten Heidemüller.

Den Brief muß er mir zeigen, den muß ich sehen! Morgen geh ich nüber!

Gott, Dieras, lassen Sie einen doch ausreden. Der Brief is ja nich mehr da.

Na na! kam es von Lindemanns Seite.

Ja, der is ihm weggekommen, mit allerhand Schriften vom Alten, die er mal zum Trödler gegeben hat, aber gesehen hat er ihn oft als Junge, sagt er, und auch gelesen.

Verloren, weggegeben! zum Trödler gegeben!

Dieras war ganz außer sich. Aber hab ich's nich immer gesagt: ein Duffel is er, der Heidemüller! Kein Wunder, daß er nichts vorwärts bringt.

Ja ja! Lindemann wtegte mißbilligend das würdige Haupt.

Und drin hat gestanden . . . fing Walde wieder an, und wir spitzen die Ohren, na wartet mal, so genau bring ich's nicht gleich zusammen . . . Also da hat gestanden: sie wären die Urenkel oder so was von dem Offizier, der dazumal die Kasse vergraben hat, und wenn auf dem Stück zwischen der Schwedenschanze und der alten Chaussee mal was gefunden würde, dann sollte ers ihnen gleich schreiben, dann wollten sie ihren Teil davon.

Und das hat er selber gelesen?

Er hat mir's doch gesagt.

Und gibt den Brief weg!

Dieras rang die Hände über seinem Kopfe. So'n Brief, ne, so'n Schriftstück, so'n Aktenstück! Da kann ihm ja noch die Polizei auf'n Hals kommen . . .

Zwischen der Schanze, haben sie geschrieben, und der Chaussee? . . . Nachdentlich sah Lindemann nach der waldigen Höhe hinüber, die rechts hin aufstieg, sodas ihre weißen Birkenstämme noch über den höchsten Wipfeln des Gartens sichtbar wurden. Walde aber sah nach der andern Seite, wo sich die Landstraße hinzog. Zu seinem großen Kummer ging sie nicht direkt am Garten entlang, sondern zwischen der niedrigen Gartenmauer und den weißen Chausseesteinen schob sich ein schmaler Streifen Land ein, der dem Fiskus gehörte, und es war ein Gedanke, der Walde den heitersten Tag verdunkeln konnte, daß dort, gewiß gerade dort, der Schatz zum Vorschein kommen und dann dem Staate verfallen würde.

Is ja alles Unsinn! Das war der Gehllse. Ich erschrak so, daß ich mit beiden Händen nach der Stufe griff, um mich zu halten. Die drei Männer unten fuhren auch ordentlich zusammen.

Aber Paule! sagte die runde Lina vorwurfsvoll.

Ich glaub's nich, alles nich! Das von der Kasse und dem Brief, ich glaub's nich!

Eine Weile schwiegen alle.

Dieras aber überwand zuerst Erstaunen und Born und legte nun mächtig los. Er drehte sich gar nicht nach dem Ungläubigen um, er sprach und gestikulirte heftig geradeaus in die Nacht hinein:

Das sagt sich leicht, ich glaub es nich, sagt sich ganz leicht, aber da gibts Punkte, über die kommt man damit nich weg.

Unsinn! spricht mancher und dünkt sich klug, aber da is nun gleich der erste Punkt: Warum reden sie denn gerade hier bei uns von so was, von Krieg und Überfall und von der vergrabnen Kasse? Tut man denn das in Neustadt oder am andern Ufer oder in Biela oben?

Warum aber hier, das frage ich bloß, warum gerade hier?

Alles hielt den Atem an. Da können Sie gern sagen: Unsinn! Aber es muß doch hier herum mal was vorgekommen sein, dreizehn, als wir den Krieg im Bande hatten, daß sie einen haben fangen wollen, der was nach der Stadt brachte, und der hats versteckt in der Not, woß gerade ging, vielleicht in den Sand gepaddelt. So was muß doch wer mit angesehen haben, denn von nichts macht man doch kein Gerede, oder wenn einer so vor sich hingehet und sieht nichts und hört nichts, macht der da 'n Gerede davon? Das is der zweite Punkt.

Mir kam es vor, als hörte ich einer Predigt zu. Vom Prediger mochte wohl auch die wirkungsvolle Einteilung von des Schusters Rede herrühren. Aber die Hauptsache war doch, er hatte es von Natur, das Reden.

Um Glauben gehts hier überhaupt gar nich. Hier is was passiert im Kriege mit einem Offizier und mit Geld, und dann is da der Brief ...

Den er nich herzeigen kann, der Heidemüller! Noch einmal muakte der Gehilfe auf.

Gewiß, ja, der Brief is weg. Aber was der alte Heidemüller war, der hat mal einen besondern Brief gekriegt — und er bekam nich viele, das weiß ich genau — den Brief hat er seinem Jungen gezeigt und hat ein Aufheben davon gemacht. ... Ja, was da drin gestanden hat, nachlesen kanns nu keiner mehr; wenn aber der Junge, was nu unser Heidemüller is, und is 'n glaubwürdiger Mann, sagt: von der Kriegskasse, dann frage ich bloß: warum solls nich von der Kasse gewesen sein?

Das is der dritte Punkt!

Jetzt wurde es Bindemann zu lang: Na ja, und recht hast du, Dieras, aber da ist eins, was mich immer inkommodiert — er brauchte gern die Fremdwörter, die er von der Herrschaft auffing —, der Offizier hat doch gewiß ein Zeichen gemacht, wo er die Schatulle reingesenkt hat; daß sie das nachher nicht gesehen haben, komisch, was?

Ja, das war nun ein vierter Punkt, der kam den dreien des Schusters arg in die Quere.

Aber da erhob Walde seine Stimme mit dem ruhig fließenden Klang, den ich so gut von den Märchen her kannte: Wie das war mit dem Offizier? Das kann wohl so gewesen sein: Überall rum, das merkte er bald, waren Feinde, vor ihm im Busch und an allen Seiten. Da nahm er seine paar Leute her und sagte: Wir bringen sie nicht durch, hier grabt sie ein!

Und sie machten ein Loch in den Sand mit den Kolben und mit den Händen und taten den eisernen Kasten ganz unten rein, und den Sand stießen sie wieder drauf und arbeiteten, was sie konnten. Weil sie aber so dabei waren, hörten sie nichts. ... Und plötzlich waren sie über ihnen, die Franzosen, und ritten und schlugen alles nieder, aber von der Kasse wußten sie nichts. Und ließen den jungen Offizier liegen für tot, und war auch auf den Tod verwundet. Aber seine Sinne

hatte er noch bei sich und dachte: ich will ein Zeichen machen, und riß sich seine silberne Schärpe ab und band sie um die große Kiefer, die bei der Stelle war, und dann fiel er hintenüber und war tot. Von seinen Leuten einer, der hatte es gesehen, der konnte noch auf die Füße kommen und machte sich fort und hat dann davon erzählt. Aber am selben Abend lagen die Feinde dort im Hirtak und wußten nicht, was die silberne Schärpe da sollte, und ein Niederjahrn steckte sie heimlich ein. . . .

Und nun weiß keiner, wo es liegt, das viele Geld, und vielleicht liegt es hier unter der Treppe . . .

Da schauerten alle heimlich zusammen wie ich, und alle hielt sein Märchentön gefangen, sie saßen da mit stillen glänzenden Augen und lauschten diesem Töne nach. —

Seit jenem Abend glaubte ich an die Kriegskasse felsenfest, und heute, da mir das vertraute, geheimnisvolle Wort wieder begegnet ist, spinnt mich sein Zauber wieder ein, und mir will scheinen, ich glaube noch daran.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 29. November 1909

(Regierung und Liberale. — Hände weg! — Frankreich in Marokko.)

Die letzte Woche vor dem Beginn der neuen Reichstagsession hat recht wenig Erfreuliches gebracht. Sogar die gewiß bescheidenen Hoffnungen auf die Wahlen in Halle blieben unerfüllt. Etwas anderes war auch kaum vorauszusehen. Regierung und Parteien haben gleich wenig getan, um die Besserung anzubahnen. Die Regierung hat ihre beobachtende Haltung beibehalten, die bürgerlichen Parteien fahren fort, einander zu zerfleischen, und die Sozialdemokraten gewinnen sich einen Sitz nach dem andern. Der politische Zersekungsprozeß, der bei dem stagnierenden Parteileben über kurz oder lang eintreten mußte, hat begonnen. Die Meinungen über die Bedeutung der sozialdemokratischen Siege gehen vielfach auseinander. Die Konservativen suchen daraus Schreckmittel für die Besitzenden zu machen, und ein Teil der Nationalliberalen stimmt mit ihnen überein. Die Linksliberalen sehen dagegen in den Wahlergebnissen lediglich die logische Folge früherer Vorgänge. Auch wir glauben in dem Anschwellen der roten Flut lediglich eine allerdings unangenehme aber verständliche Notwendigkeit erkennen zu sollen. Freilich können wir die Unterstützung der Sozialdemokratie durch Liberale nicht ohne weiteres gutheißen. Das gilt besonders für die Einzelwahlen, die bis zur nächsten Reichstagsauflösung allein in Frage kommen. Wären neue allgemeine Wahlen mit einer agrar-konservativen Devise angeordnet worden, dann läge die Sache anders. Dann wäre ein flammender Protest am Plage und hätte auch Erfolg. Heute, wo das Verhalten der Regierung jedem Einsichtigen zeigt, daß sie nicht gesonnen ist, ohne weiteres agrar-konservative Politik zu treiben, stellt die Unterstützung der Sozialdemokratie eine Gefahr für den Einfluß der liberalen Parteien auf Jahrzehnte hinaus dar.

Zimmerhin ist die Tatsache da, daß sich die Erbitterung vorwiegend in der Abgabe sozialdemokratischer Stimmzettel Ausdruck verschafft. Von welcher Seite kann Rettung aus diesem Zustande kommen? Optimisten versprechen sich von der Thronrede und von den ersten Erklärungen des Reichskanzlers einige Beruhigung und Klärung. Pessimisten dagegen erklären, die dem Bürgertum zuzurechnenden Kreise